

30. IV. 1918

Vom Baron Gautsch.

Ein Beitrag zu dessen biographischer Würdigung.

Von einem persönlichen Freunde des Verstorbenen.

(Siehe Nr. 19275 der „Neuen Freien Presse“ vom 24. April.)

Wien, 29. April.

Olim alumnus, deinde director, nunc curator. In der Geschichte des Theresianums repräsentierte Baron Gautsch den ersten Fall, den diese Scholie zum Ausdruck bringt. Zwei seiner Vorgänger als Kurator, Graf Saurau und Ritter v. Schmerling, waren einst Schüler gewesen. Jenem allein hat das Geschick vorbehalten, der Anstalt den Stempel seines Wesens auch als Direktor aufzudrücken. Dies mag den künftigen Generationen von Böglingen wohl die Inschrift künden, die sein Denkmal im Park der Akademie zieren wird. Freilich, wenn's nach seinen Ideen und Entwürfen ginge, würde dies nicht der Park sein, dessen Einfriedung jeder Wiener kennt. Ist es doch in manchen Kreisen so gut wie ein öffentliches Geheimnis, daß der Verstorbene ernst und eingehend und mit der ihm eigenen nicht zu überbietenden Gründlichkeit den Plan erwog, der Akademie in der Nähe der Reichshaupt- und Residenzstadt ein neues Heim zu bauen. „Desfentliches Geheimnis“ mag vielleicht zu viel gesagt sein. Zweifellos lag ihm, dem sorgsamsten, gewissenhaftesten Verwalter des Stiftungsvermögens, sehr am Herzen, daß durch die möglichste Geheimhaltung dieser Absicht oder solcher Einzelheiten, welche einen Schluß auf die etwa bevorzugte Weltgegend in Wiens Umgebung erlaubt hätten, der Kaufpreis für den neuen Bauplatz ja nicht in die Höhe getrieben werde. Wenn sich Baron Gautsch hie und da, aber auch dann nur zu Personen, die mit solchen Preisen und Preissteigerungen denkbarst wenig zu schaffen haben, herbeiließ, von derlei Absichten zu sprechen und deren pädagogische, ökonomische, wissenschaftliche und administrative Gründe zu erörtern, ihr Für und Wider zu beleuchten, so unterließ er es selten, daran zu erinnern, daß die Kaiserin, als sie ihr Lustschloß Favorita zur Erziehungsanstalt bestimmte, davon ausging und ausgehen mußte, ein Landerziehungsheim zu gründen. Und in der Tat galt das Theresianum beinahe ein Jahrhundert lang als Institut „am Land“. Hatten ja doch noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Böglinge, wenn sie mit ihren Präsekten bei dem rückwärtigen Pfortchen in der heutigen Belvederegasse die Anstalt verließen, wie uns Eugen Guglia in einer kleinen Jubiläumsschrift mit erfrischender Anschaulichkeit schildert, binnen wenigen Minuten die Häuser der Vorstadt hinter sich, bewegten sich völlig im Freien, saßen zwischen sich und den Mödlinger Bergen nur Felder, Wiesen und Wälder. Erst später drängten sich drei- und vierstöckige Bauten heran. Neugierige Augen begannen von den gegenüberliegenden Häusern in die Innenträume der Anstalt zu lugen. Ein großes Krankenhause, ein Taubstummeninstitut, eine Telephonzentrale entstanden. Die aus der Wiener-Neustädter Poststraße entstandene Hauptverkehrsader der Großstadt mit ihrem vom frühen Morgen bis zum späten Abend rasselnden Lärm aller Art mahnte gewiß niemanden mehr als den letzten Kurator daran, daß die Zeit gekommen sei für eine Wiedergeburt des von der Stifterin geplanten Landerziehungsheimes: Aller Wahrscheinlichkeit nach würden diese Mahnungen heute bereits zum Erfolg geführt haben, wenn nicht der Weltkrieg auch diesen Entwurf die Todesstarre gebracht hätte.

Wir wissen nicht, ob Vorarbeiten vorhanden sind, um einem weiteren Kreis vor Augen zu führen, was Baron Gautsch dem Theresianum als Direktor und Kurator gewesen ist. Aber sicherlich kann die Erinnerung an seine gewiß in allem und jedem die Spur einer ungewöhnlichen Persönlichkeit zeigende Periode nicht bald genug durch eine zusammenfassende, mit Wärme verfaßte Darstellung vor der Gefahr bewahrt werden, inter arma vergessen zu werden, ärger noch der Verzerrung und Entstellung anheimzufallen. Die gerechte Wertung seiner Leistungen ist bei einer, wenn gleich geringen Zahl von Männern aus seiner Schule wohl verwahrt und ein kleines literarisches Meisterwerk, wie es das soeben erwähnte Büchlein von Guglia ist, welches dieser am Theresientage des Jahres 1911 zum Abschluß brachte, enthält manchen sehr charakteristischen Beitrag, mit Geschick

und Geschmack gesammelt. Aber die Theresianische Akademie darf den Manen ihres jüngsten Kurators nicht länger als unbedingt nötig ist, will sagen, als die Kanonen donnern, das Geschenk ihrer eigenen Geschichte schuldig bleiben.

Ob nicht bloß beifälligen, sondern bei mancher überzeugten Anerkennung auch tadelnden Kritiken von Böglingen, Eltern und Schulmännern — diese Reihenfolge ist keine ganz unabsichtliche — gänzlich oder auch nur einigermaßen zugestimmt werden darf: um das objektiv entscheiden zu können, muß uns dieses Geschichtswerk möglichst vollständiges Material schaffen und hierbei jenen ein getreues, frappantes Bild des Mannes vorführen, dem es gegönnt war, sich mit nicht erlahmender, ja in jedem Jahre zunehmender Hingebung dieser Anstalt zu widmen, für sie zu leben, zu denken und zu träumen.

Vor einer Reihe von Jahren wurde plötzlich ein Pasquill verbreitet — richtiger eine Antologie, enthaltend lyrische Gedichte, historische Skizzen, ein kleines Lustspiel, ein paar Essays, Nekrologe, Lieber zum Becher und zur Laute, zur Gänge anonym oder offensichtlich pseudonym; fast alle von dem deutlich erkennbaren Dolus durchdrungen, die Anstalt und deren Autoritäten dem Spotte, und zwar einem nicht immer harmlosen Spotte preiszugeben. Fast alle — denn es gab eine sehr beachtenswerte Ausnahme: den Direktor, dem Preislied gewidmet waren, während der Kurator anscheinend nur darum nicht allzu glimpflich behandelt wurde, weil ein damals allgemein verbreitetes und geglaubtes, übrigens ganz irriges Gerücht von Herwürfnissen zwischen Direktor und Kurator wissen wollte. Man muß diesen Mann, der in allen Stellungen, welche er jemals zu bekleiden hatte, besonders aber in denen, die mit Erziehung zusammenhängen, die verkörperte Autorität war, nicht genau gekannt haben, um zu wissen, daß ihm dieses papierene Denkmal der Versündigung gegen Disziplin und Konvulie nicht etwa bloß enttäuschte, sondern schwer kränkte und ins Innerste traf. Nur mit Mühe gelang es — beinahe darf man es so nennen — ihn zu trösten, indem man ihm bewies, daß, von einer oder der anderen Zeile abgesehen, ernste Verfehlungen gegen die den Lehrern und Führern der Anstalt geschuldete Achtung, Dankbarkeit und Ergebenheit in dem Buche nicht vorkamen. Aber von selbst die intimsten Gautsch-Kenner überraschender Wirkung war die Hervorhebung der bisher gänzlich übersehenen Tatsache, daß sämtliche Beiträge, vom literarischen Standpunkte aus betrachtet, durchwegs auf einem geradezu auffallend hohen Niveau nach Inhalt und Form standen, den Anstaltsprofessoren der deutschen Sprache und des deutschen Stils geradezu zur Ehre gereichen konnten. Diejenigen, welche hierauf den gestrengen Mann aufmerksam machten, wußten nicht genug davon zu erzählen, wie sich seine mehr wie ernsten und ärgerlichen, ja gekränkten Mienen unwillkürlich aufhellten und ein Lichtstrahl der Zufriedenheit auf der über die Lehrerfolge stolzen Schulmeisterstirne sichtbar wurden. In diesem Augenblicke hatten die Böglinge die Partie gewonnen — es war nur mehr Ausgelassenheit und kein „Bubenstück“, weswegen sie Strafe gewärtigen mußten. Derjenige, dem dies von allen Beteiligten am angenehmsten war, ist — darauf kann man schwören — ganz gewiß Baron Gautsch gewesen. Der „Bögling“, das heißt „der Bögling des Theresianums“, oder, wie er es mit einem unnachahmlich warmen Ton und Blick aussprach, „Mein Bögling“, das war im Gesamtgebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie für ihn ein Wesen, welches auf Beachtung und Berücksichtigung, bis zum Beweis des Gegenteils wenigstens, einen gleichsam historisch fundierten Anspruch hatte — und diese zwei Worte konnte er so skandieren, daß ihnen eine direkte Standeserhöhung, eine Nobilitierung, und zwar gleichsam dreifacher Art: im Punkte der Bildung, des zukünftigen Allerhöchsten Dienstes und des Kurators persönlicher Freundschaft fürs ganze Leben innewohnte.

In den letzten Tagen vor seinem Hintritte beschäftigte er sich besonders intensiv mit den Schicksalen der russischen Randvölker: das der Ukrainer lag ihm ganz besonders am Herzen. Und zwar schon seitdem er Unterrichtsminister im Kabinett Taaffe war und einmal im Ministerrat, über eine für sein Ressort hochwichtige Angelegenheit referierend, die Worte: „Das schwierigste österreichische Unterrichtsproblem, nämlich das slawische“ gebrauchte. Da war ihm der sonst so joviale und korrekte Ministerpräsident ins Wort gefallen und

hatte gesagt: „Da meinen Herr Kollege wohl: die böhmische Frage.“ Und als Baron Gautsch, ein Ja nickend, fortfahren wollte, bat ihn der Vorsitzende, innezuhalten und zu vernehmen: „Zunächst haben wir nicht „das“ slawische Problem, weil diese Konstruktion das Vorhandensein bloß eines slawischen Problems annehmen läßt. Wohl meinen Exzellenz den deutsch-österreichischen Zwist.“ Baron Gautsch war im Begriffe, neuerlich zu bejahen und weiter zu sprechen; er mußte stillehalten und hören: „Da würden Sie freilich unrecht haben. Denn unter unseren Problemen ist der Konflikt, der bei Bodenbach anfängt und niemals endet wird, wohl ernst genug, aber was wird er eines Tages sein gegen den zweiten slawischen, südslawischen, zumal sich dieser selbst wieder in drei Gegensätze teilt, je nachdem, ob den Slawen Deutsche, Ungarn oder Italiener gegenüberstehen. Und Nummer drei: im Verhältnisse zu der Weltfrage des ukrainischen Millionenvolkes, die nicht allzulang nach meinem Tode zur Lösung drängen wird.“ Erst jetzt durfte der Unterrichtsminister die begonnene Rede vollenden, und es war gewiß das erstemal, daß er seinen Gönner, den Ministerpräsidenten Grafen Taaffe, als recht schrullenhaft erkennen mußte, mit seinen nur als „Bedientenvolk“ im Verhältnis zu der polnischen Schlachta bekannten Ukrainern. . . . Um so mehr erinnerte er sich in jüngster Zeit an das soeben erzählte Erlebnis eines durch die Ereignisse wohl längst überholten Ministerrates. Und zwar nicht bloß durch die Zeitungsberichte von Brest-Litowsk, die übrigens sein Sohn, derzeit Legationsrat in Verwendung des Ministeriums des Aeußern, noch auszuführen und zu ergänzen vermocht hätte, da er im Stabe des Grafen Czernin an den Friedensverhandlungen teilnahm, nachdem er seit Kriegsbeginn bis zu diesem Jahre im Felde gestanden, an lauter sehr gefährdeten Abschnitten, und dem besten der Väter gar manche schwere Stunde der Sorge und Ungewißheit bereitet hatte. Auch alle Besucher, die sich bei Baron Gautsch einfanden, bestätigten im wesentlichen die Meldungen der Presse. Aus sämtlichen Berichten, mochten sie aus den verschiedensten Quellen stammen, ergab sich die Tatsache, daß die dem Baron Gautsch wohl bekannte nationale Werbetätigkeit und das politische Geschick eines ukrainischen Deputierten aus der Bukowina, dessen Laufbahn er mit unangesehntem Interesse verfolgt hatte und der hinwiederum seinem olim director et nunc curator semper exemplum veneratum (wie die Variante auf einem gewidmeten Bilde heißt), dankbare Ergebenheit bewahrt hat und diesem im Kampfe um das allgemeine Stimmrecht eine ihm nie vergebene Stütze bieten konnte, sich um den ganz überraschenden, weil so rasch und vollständig nicht erwarteten Sieg der ukrainischen Staatsidee in hohem Maße verdient gemacht habe. Baron Gautsch erfuhr dies und zensurierte es, wie er in vergangenen Zeiten die überragend gute Lösung einer gestellten Aufgabe qualifizierte, mit jenem zufriedenen Lächeln, das ihm so gut zu Gesicht stand, indem er sagte: „Mein Bögling“.